



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

H., J. R.: Fälscherkünste

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

zeigt sich in Leipzig immer deutlicher das Bestreben, durch Schaffung neuer Schularten die allzu vielfältigen Aufgaben der alten Schulen zu verringern, ihnen einen engeren, aber vertieften Pflichtenkreis zuzuweisen. In dem Bürger-
schuldirektor Dr. Karl Vogel (1795 bis 1862) gewann die Stadt 1832 einen
hervorragenden Organisator. Er zweigte von der Bürgerschule 1834 die Real-
schule ab, die erste in Sachsen, aus der sich später wieder das Realgymnasium
und die Oberrealschule entwickelten. Im Jahre 1839 wurde die zweite Bürger-
schule am Fleischerplatz eingeweiht. Schon vorher, am 23. Januar 1831, waren
endlich auch die Wünsche der Kaufmannschaft nach einer „Handelslehranstalt“
befriedigt worden. Alle diese Organisationen vollzogen sich unter steigender
Teilnahme des Staats. Er führte 1829 auch für die beiden Leipziger Gymnasien
das Maturitätsexamen ein und ordnete 1835 das Verhältnis dieser Schulen
zum Kultusministerium. „Als Mittelbehörde fungierte fortan eine städtische
Schulkommission, durch die alle Verfügungen des Ministeriums an die Direktoren
gingen; aber dieses behielt sich das Recht der Inspektion, die Genehmigung
der Organisation und der Lehrpläne, die Prüfung und Bestätigung der vom
Rat zu berufenden Lehrer und die Erledigung etwaiger Beschwerden vor.“
Im Laufe der Zeit ist der Einfluß des Staates auf das Leipziger Schulwesen
immer stärker geworden. Neben je zwei städtischen Gymnasien und Realgymnasien,
neben einer städtischen Oberrealschule und städtischen Realschulen sind in Leipzig
auch zwei königliche Gymnasien. Trotzdem besteht Kaemmlers Urteil zu recht:
„Die alte Handels- und Universitätsstadt Leipzig hat seit Luthers Reformation
ihr gesamtes Schulwesen selbständig, ohne Beihilfe des Staats unter eigenem
Patronat ausgebildet“, aber es muß sich eine Einschränkung gefallen lassen,
die der Verfasser selbst auf Seite 553 andeutet: auch eine so ungewöhnlich
starke Stadtseele, wie sie Leipzig besitzt, hat sich erst im neunzehnten Jahr-
hundert den wichtigen Grundsatz zu eigen gemacht, daß die würdige Ausstattung
und Unterhaltung der Schulen nicht eine pia causa, sondern eine öffentliche
Pflicht des Gemeinwesens sei.



Fälscherkünste



unter allen irdischen Freuden könnte die des passionierten Sammlers
die reinste und vollkommenste sein, denn bei ihr verbindet sich
das materiell-egoistische Behagen am Besitz mit einem dauernden
ästhetischen Genuß. Dazu kommt der Reiz der Entdeckung und
des Erwerbs, und was für eine gewisse Kategorie von Sammlern
ausschlaggebend ist, das Bewußtsein, von den Konkurrenten beneidet zu werden.
Eines solchen ungetrübten Glücks darf sich jedoch der Sammler leider schon

seit langem nicht mehr erfreuen, denn über seinem Haupte schwebt gleich einem Damoklesschwerte die Gefahr, durch eine mehr oder minder geschickte Fälschung betrogen zu werden.

Solange die Menschen erlesene Werke der Kunst und des Kunstgewerbes geschätzt und gekauft haben, hat es Leute gegeben, die solche Arbeiten nachzuahmen und an den Mann zu bringen verstanden. Wir wissen zum Beispiel, daß in Kampanien schon zweihundert Jahre vor unsrer Zeitrechnung etruskische Vasen gefälscht wurden, die sich dem Kenner freilich durch die von den spekulativen Apuliern mißverstandnen und daher sinnlos kopierten Schriftzeichen verraten. Unzweifelhaft begünstigte auch die während der Renaissancezeit sehr allgemein gewordne Sammelwut die Nachahmung antiker Kunstwerke zu betrügerischen Zwecken, wie denn auch der Niedergang des Steinschnitts zu Ende des siebzehnten und zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts nicht zum wenigsten auf die Überschwemmung des Marktes mit Fälschungen zurückzuführen ist.

Zu einer wohlorganisierten, weitverzweigten und gleichsam nach wissenschaftlichen Prinzipien geleiteten Industrie hat sich jedoch die Gewerbstätigkeit, die die Franzosen mit dem sicherlich von unserm guten deutschen Worte „betrügen“ abgeleiteten Ausdruck *truquage* bezeichnen, erst in unsrer Zeit ausbilden können. Der gehobne allgemeine Wohlstand, die Verbreitung der Bildung und das durch die bequemere gewordenen Verkehrsverhältnisse, durch die zahlreichen öffentlichen Sammlungen, durch Bücher und Presse geweckte Interesse haben die Zahl der Sammler in einer so bedenklichen Weise vergrößert, daß das Angebot guter echter Stücke der gewaltigen Nachfrage bei weitem nicht mehr genügt. Aus der Liebhaberei ist ein Sport, eine Modesache geworden, wobei nicht mehr nach individuellen Neigungen gefragt, sondern den Leuten, die das Geld dazu haben, diktatorisch dieses oder jenes Sammelgebiet als das einzig wahre und zeitgemäße vorgeschrieben wird. Um das Unglück voll zu machen, haben auch die amerikanischen Eisenbahn- und Petroleumkönige, denen ja dank ihrer weitherzigen Geschäftsmaximen die Anhäufung von Millionen keine sonderliche Mühe bereitet, die Entdeckung gemacht, daß das erheuchelte Interesse für die Kunstleistungen der Alten Welt und der massenhafte Ankauf von Werken mit berühmten Namen wirksame Mittel seien, ihren Mangel an Geistes- und Herzensbildung zu maskieren. Da sie von der Kunst meist keine blasse Ahnung haben und, lediglich der Reklame wegen, die lächerlichsten Phantasipreise bezahlen, so sind sie recht eigentlich, wenn auch nicht die Urheber, so doch die Schutzpatrone der jetzt über ganz Europa, ja über die ganze Alte Welt verbreiteten berufsmäßigen Fälscher geworden. Man darf getrost behaupten, daß heute alles gefälscht wird: prähistorische Objekte, ägyptische, antike und mexikanische Altertümer, Glas, Münzen und Goldschmiedearbeiten, Email, geschnittene Steine, Gemmen, Rameen und Edelsteine, alte und moderne Bilder, Skizzen und Kunstblätter, Terrakotta, Faiencen und Steinzeug, Porzellan, alte Bücher und Einbände, Autogramme, Möbel, Bronzen, Elfenbeinschnitzereien,

Tapissereien und Webstoffe, Waffen, Musikinstrumente und noch tausend andre Dinge. Jede Stadt, jede Gegend hat auf diesem Gebiet ihre Spezialitäten und ihre Spezialisten.

Wenn dem wirklich so ist, wird der Laie fragen, wie kommt es dann, daß man in der Öffentlichkeit eigentlich nie etwas von solchen Betrügereien erfährt? Die Antwort ist sehr naheliegend. Weil die Geprüllten nicht einsehen oder wenigstens nicht eingestehen wollen, daß sie die Opfer einer Gaunerei geworden sind, und weil sie sich hüten, Lärm zu schlagen. Sie wissen eben, daß, wer den Schaden hat, für den Spott nicht zu sorgen braucht. Nur wenn einmal die Verwaltung eines großen Museums mit einem Falsifikat „hineingelegt“ worden ist, und Leute, die sich mit Recht oder Unrecht für klüger halten als die Herren Museumsdirektoren, den Fall an die große Glocke hängen, pflegt die Presse und mit ihr auch das Publikum Notiz davon zu nehmen.

Man wird weiter fragen: wie ist es möglich, daß es unter diesen Umständen überhaupt noch Sammler gibt? Auch darauf kann man leicht die Antwort finden. Erstens läßt sich eine wahre und tiefe Leidenschaft weder durch praktische Erwägungen noch durch üble Erfahrungen ersticken, und zweitens erhöht die Gefahr, betrogen zu werden, den Reiz des Sammelns. Natürlich lernt man nur durch die Praxis, und jeder Sammler muß Lehrgeld zahlen. Dieses Lehrgeld nach Möglichkeit zu verringern ist der Zweck eines Buches, das vor etwa fünfundzwanzig Jahren in Paris erschien, und von dem bald darauf auch eine deutsche Bearbeitung auf den Büchermarkt kam, die jedoch längst vergriffen ist und zu den größten Seltenheiten gehörte. Jetzt liegt von diesem berühmten Werk eine vollständig umgearbeitete Neuauflage vor unter dem Titel: Paul Gudel, Fälscherkünste. Nach der autorisierten Bearbeitung von Bruno Bucher neu herausgegeben von Arthur Koeßler (Leipzig, Fr. Wilh. Grunow, geh. 5 Mark, geb. 6 Mark, auf acht Bütten in Ganzlederband 20 Mark).

Das Buch ist ein Beleg für die Behauptung, daß die Fälscher, wenigstens die erfolgreichen, heutzutage streng wissenschaftlich vorgehn. Sie müssen nicht nur Autoritäten auf den Gebieten der Kunst- und Kulturgeschichte sein, über Sprach- und Materialkenntnisse verfügen, sondern auch in die Geheimnisse der Naturwissenschaften, besonders der Chemie eingedrungen sein, um all die mehr oder minder merkbaren Veränderungen „nachempfinden“ zu können, die Zeit, Benutzung, atmosphärische Einflüsse, tierische Schädlinge (z. B. Holzwürmer), Oxidations- und Verwitterungsprozesse, Staub usw. an Kunstwerken hervorbringen. Zu welchen Listen die Fabrikanten von „Antiquitäten“ ihre Zuflucht nehmen, ist wirklich erstaunlich, mit nicht geringerm Scharffinn sind aber auch die Mittel erfunden und ausprobiert, mit deren Hilfe der Sammler die Fälschung als solche erkennen kann. Gudel oder wohl richtiger Koeßler, dem der Löwenanteil an dem Werke in seiner jetzigen Fassung zufällt, berichtet bei jeder einzelnen Kategorie von Objekten nicht nur, wie sie nachgemacht werden, sondern

verrät zugleich auch, wie der Betrug entdeckt wird. Darin liegt der Wert des Buches für den Sammler.

Hätte sich der Herausgeber auf diese eine Seite der Behandlung seines Stoffes beschränkt, so wäre seine Arbeit schon ein Verdienst gewesen. Aber er geht weiter und rückt der Materie auch als Historiker zu Leibe, indem er eine geschichtliche Darstellung aller berühmten Fälschungen von allgemeinem Interesse bietet. Wir erinnern nur an den russischen Graveur Rouchomowski, für dessen vielbesprochene „Tiara des Saitaphaernes“ — eine Abbildung dieses merkwürdigen Kunstwerkes ist dem Buche beigelegt! — das Direktorium des Louvre die Kleinigkeit von 200 000 Franken bezahlte. Durch die Fülle der berühmten Fälschergeschichten wird das Buch auch für den Laien wertvoll, denn man kommt bei der Lektüre der einzelnen „Fälle“ gar nicht aus der Spannung heraus und bewundert den Scharfsinn, mit dem die Betrüger die gefälschten Gegenstände nicht nur anfertigen, sondern auch, was häufig das Schwierigere ist, in die Hände der Interessenten spielen. Von der „vornehmen, leider völlig verarmten“ Familie, die „aus Not gezwungen“ ist, „kostbare alte Stücke“ ihres „ererbten Besitzes“ zu veräußern, bis zu dem mit „Altertümern“ vollgepfropften „verlassenen“ Kastell im Val d'Elza bei Florenz, das man von Fremden „entdecken“ läßt, gibt es schier unzählige Kanäle, durch die die Produkte eines unheimlichen Gewerbefleißes in den Gesichtskreis und damit leider auch meist in die Sammlungen der Liebhaber gelangen.

Man würde den Fälschern übrigens Unrecht tun, wenn man sie alle über einen Kamm scheren wollte. Man kann sie in verschiedene Gruppen klassifizieren, wie man bei ihren Arbeiten selbst eine Stufenfolge vom Naiv-Primitiven bis zum Raffiniert-Vollendeten feststellen muß. Auch als Beweggrund zum Fälschen ergibt sich keineswegs immer schöne Habgucht; viele der Betrüger haben harmlos angefangen, sei es, daß sie bei berechtigten Restaurationsarbeiten in die Technik eines alten Kunstwerkes eindringen und von der ergänzenden Arbeit allmählich zur selbstschöpferischen übergingen, sei es, daß sie zum Zweck einer Mystifikation oder bloß zum Zeitvertreib ein wertvolles Objekt kopierten und solcher Tätigkeit Geschmack abgewannen. Ja die Kunstgeschichte kennt Fälschungen, denen geradezu edlere Motive zugrunde liegen, und die bei objektiver Betrachtung beinahe verzeihlich erscheinen. So erzählt Koeßler folgenden, schon von Thausing berichteten Fall: Als der kunstsinige Herzog von Mantua, Federigo von Gonzaga der Zweite, im Jahre 1523 nach Rom reiste, um Giulio dei Medici, der soeben als Klemens der Siebente den päpstlichen Stuhl bestiegen hatte, zu beglückwünschen, sah er auf der Durchreise im Mediceerpalast zu Florenz das berühmte Bildnis des Papstes Leo des Zehnten und seiner beiden Nepoten, der Kardinäle de' Rossi und Giulio dei Medici, ein Meisterwerk Raffaels. Der Herzog faßte ein heftiges Verlangen, das Gemälde zu besitzen, das ihm um so wertvoller erscheinen mußte, als Raffael schon nicht mehr unter den Lebenden weilte, und sprach den Papst darum an. Dieser

sagte es ihm zu und erließ sogleich nach Florenz an Ottaviano dei Medici, der die Regentschaft führte, den Befehl, das Bild nach Mantua zu senden. Der schlaue Ottaviano, der keine Lust hatte, sich von dem Gemälde zu trennen, schrieb dem Papste, der Rahmen des Bildes sei schadhaft und müsse erst erneuert und vergoldet werden. Sei dies geschehen, so werde er das Bild an den Herzog schicken. Inzwischen ließ er durch Andrea del Sarto in aller Stille eine Kopie anfertigen, die dann nach Mantua gesandt wurde und das Entzücken Federigos und seines Hofmalers Giulio Romano, des Lieblings- schülers Raffaels, erregte. Zwanzig Jahre später teilte Vasari, der als Schüler del Sartos dem ganzen Handel beigezogen hatte, Giulio Romano den Sachverhalt mit, als ihm dieser die Kunstschätze des Hauses Gonzaga zeigte. Und in der Tat fand man an der von Vasari angegebenen Stelle die Künstlermarke des Kopisten.

Daß man durchaus nicht immer einen Künstler von den Qualitäten eines Andrea del Sarto zu bemühen braucht, um Liebhaber irrezuführen, beweist ein anderer von Koeßler erzählter Fall. Ein kleiner Wiener Händler, in dessen Laden neben vielem Minderwertigen zuweilen gute Stücke zu sehen waren, benachrichtigte die Interessenten, daß er wieder einmal eine Kostbarkeit an der Hand habe, „'s is etwas a Memling oder Roger van der Weijden oder a Bouts“. Die Amateure fanden sich ein und untersuchten das Gemälde, das auf ein altes, vom Wurm zerfressenes Eichenbrett mit der alten Brandmarke der Amsterdamer St. Lukasgilde gemalt zu sein schien. Ein Kommerzienrat erklärte sich schon bereit, 20000 Kronen dafür zu zahlen, wenn es ein bekannter Kenner, der gerade den Laden betrat, als echt begutachte. „Der Experte ging mit dem Bilde an die Ladentür, um es in vollem Tageslicht zu sehen. Als er zurücktrat, erklärte er: »Das Bild hier ist ein präparierter Kombinationsdruck auf Papier!« . . . Wie sich nachträglich herausstellte, war das Bild eine Farbentafel aus dem im Verlag von Fischer & Franke erscheinenden, von Bode und Friedländer herausgegebenen Sammelwerke von farbigen Reproduktionen alter Meister. Es war sehr sorgfältig auf ein altes abgeriebenes Malbrett geklebt, die verräterischen Ränder waren lackiert, die feine Craquelure, die auch die Reproduktion zeigt, war mit der Nadiernadel vertieft nachgeritzt und mit dunkler Farbe eingerieben, und das Ganze mit dickem Firnis überstrichen worden.“

Ansichts solcher Vorkommnisse, deren Koeßler unzählige mitteilt, kann man den Sammlern wie den Kunstfreunden überhaupt nur raten, das hier angezeigte Buch so aufmerksam wie möglich zu lesen. *Discite moniti!*

J. A. H.

